

„Ich möchte mir einige Schimpfworte in Öl für später aufbewahren, so wie man sich Schnee und Eis den Sommer über aufbewahrt.“ Rabelais 1548

Gert Westphal:

Die Feder am Hut...

Ausführungen zur Wortschallplatte

Jede Wette, daß die Sehnsucht nach der Konservierung des Wortes noch älter ist, als dieser ingrimmige Seufzer aus dem „Pantagruel“. Und wenn auch grand old Edison das erste entscheidende Experiment mit Kruesis Phonographen musikalisch bestritt – er sang höchstselbst das Kinderliedchen „Mary had a little lamb“ in seinen Trichter – das Wort war im Anfang, auch bei der Geburt der schwarzen Scheibe. Stand da im Mai 1888 ein Mann treuerzigen Gesichts, mit randlosem Kneifer, im Franklin-Institut von Philadelphia und demonstrierte in unverkennbar europäisch gefärbtem Amerikanisch einen Apparat, den er sich unter dem Namen Grammophon hatte patentieren lassen. Emil Berliner machte lautstark in Zukunft: „Man wird mit Hilfe meines Grammophons ein Menschenleben in zwanzig Minuten auf Platten zusammenfassen können. 5 Minuten Kindergebrabbel, 5 Minuten für das Jauchzen des Knaben, 5 Minuten für die Gedanken des Mannes (!) und den Rest für die schwachen letzten Äußerungen auf dem Totenbett. Dieses Tonbild wird eine ständige Erinnerung sein. Man wird auch von meinen Platten so viele Kopien machen können, wie man will, und prominente Sänger, Sprecher und Schauspieler werden durch den Verkauf ihrer „Phono-Autogramme“ zu einem Tantieme-Einkommen gelangen können.“

Josef Kainz's düstre Ahnung

Bei seinem letzten Berliner Gastspiel – es war im März seines Todesjahres 1910 – ließen sich bei Josef Kainz im Hotel Esplanade drei Herren im Cut melden, kommend von der Berliner Grammo-

phon-Gesellschaft, und ersuchten die einsame Zelebrität des deutschen Schauspiels, für sie Hamlets „Sein oder Nichtsein“ und Goethes: „Der Gott und die Bajadere“ zu sprechen – letzteres kam dann nur bis „... und ich such' ihn in der Gruft“, dann waren die Rillen am Ende. Die Anekdote will wissen, Josef Kainz habe ein „Tantieme-Einkommen“ gefordert, das das Betriebskapital der jungen Firma angriff. Schließlich habe sich der erste der drei Herren den höflichen Einwand erlaubt, wie zwar der Ruhm und die Einzigartigkeit des Meisters die Summe durchaus billig erscheinen lasse, die Schallplatte jedoch

zum Trotze, in diesem Augenblick begriff ihr genialster Vertreter die Gnade, die bis dahin in der oft beklagten Vergänglichkeit bestanden hatte.

Mauerblümchen Evergreen

Die Deutsche Grammophon hat die Aufnahme mit Kainz aus dem Jahre 1910 nach dem Zweiten Weltkriege noch einmal – immer noch 25 cm 78 Upm – herausgebracht; der Schaden ist – in seinem Falle – nicht beträchtlich. Zwar hat die Skepsis unserer Tage auch

das geistige Pathos eines Kainz aufgezehrt, einen eigentlichen Stilwandel aber hat es seither nicht gegeben. Verschiebungen in der Bewußtseinslage, modische Irritationen, Verlust an Besonderheiten, Nivellierungen, das alles gewiß, aber es braucht nicht viel nostalgische Pietät, um hinter der technischen Unzulänglichkeit der damaligen Aufnahme die stupende geistige Elastizität des Interpreten zu erkennen, und eine Sprache, die dem intellektuellen Impetus und dem poetischen Ahnungsreich des Gefühls, des schweifenden, überallhin zu folgen vermag. Wer allerdings in dieser Wiederveröffentlichung auf eine besondere Pflege

Rainer Maria Rilke:
„Voraussetzung ist ...



... daß der Dichter gleichzeitig auch der Interpret ist“ – Thomas Mann



des Wortes durch die Schallplattenindustrie schließen wollte, sähe sich bald enttäuscht. Mehr als ein Mauerblümchen ist die Sprachaufnahme im Bukett der „Tonkonserven“ nie gewesen. Allerdings ein beharrliches, ein Immergrün, ein Bleibstichtreu. „Deutsche Sprache – Deutsches Lied“ hieß eine Reihe bei Polydor, die Dr. Fk. Roedemeyer zwischen den Kriegen herausgab. Dort kann man in den rauschenden Rillen noch ahnen, wer Friedrich Kayssler war. Den vorlauten Kritikern seiner Zeit hat er es fast nie recht machen können, aber recht behalten hat er. Dr. Walter Facius – nicht erst als Herausgeber dieser Zeitschrift ein geistiger Praeceptor der Schallplatte – gab vor dem Zweiten Weltkriege bei Telefunken eine Reihe „Der Dichter spricht“ heraus; als Mitbegründer der bald von der Langspielplatte überholten Tefifon-Bandproduktion war er der erste, der größere Wortaufzeichnungen realisierte ... „sie sollten für mich der Ausweis sein, daß ich nicht vorhatte, mit Karnevals-aufnahmen unterzugehen.“

Man vergißt über der derzeitigen Monatschwemme von Neuerscheinungen auf dem Markt der schwarzen Scheibe, daß das Schallplattengeschäft schon einmal als ruiniert galt: 104 Millionen verkaufte Platten des Jahres 1927 standen fünf Jahre später nur noch Verkaufsziffern von knappen 6 Millionen gegenüber. Die Flaute hielt an bis in die frühen dreißiger Jahre. Mit dem Wort „Konserven“ qualifizierte man die Schallplatte ab, das neue Spielzeug „Rundfunk“ war aktuell und, fürs erste, immer „live“. Heute kauft man sich ein Rundfunkgerät nur noch um der angeschlossenen Stereoanlage willen.

In der Etappe der Baisse verstummte das Wort auf dem drehenden Teller fast völlig, mit dem Aufkommen der Langspielplatte bekam es eine neue Chance. Wurde sie genutzt? Wenn ja, von wem? Mehr als „eine Feder am Hut“ war die Wortschallplatte nach einem Wort von Dorothee Koehler, Chefin des Klassik Departments bei der Deutschen Grammophon Gesellschaft, für die Industrie nie.

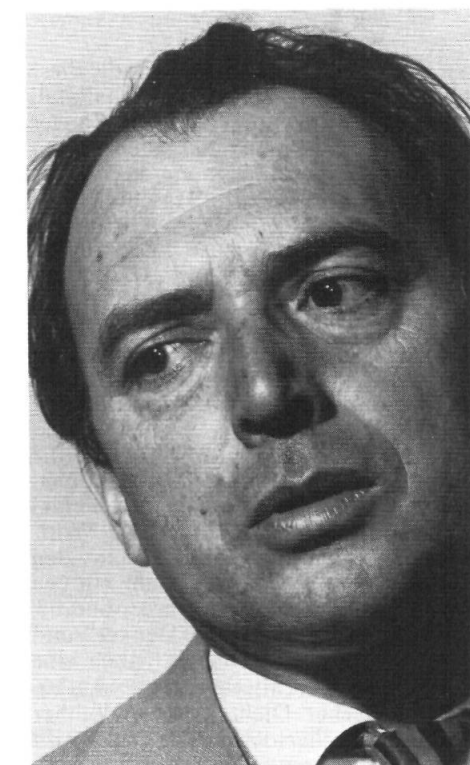
Die fehlende Gegenliebe

Die Wortschallplatte gilt als unverkäuflich. Wenige Gegenbeispiele bestätigen die Regel. „Der Faust – Schillers beste Idee“ raunte man pointiert anerkennend, als Frau Professor Schiller (DGG) Gründgens' Düsseldorf Inszenierung aufkaufte und als stattliche Kassette, die erste ihrer Art, erfolgreich auf den Markt brachte. Aber Goethes „Faust“ ist eben nicht Literatur. Dieses von keiner Rezeption – schon gar nicht der des Theaters – auszulotende Mysterium ist zugleich, und das macht, so paradox das scheint, seinen eigentlichen Rang aus, des deutschen Bürgers Wunderhorn. Die Kassette kaufte man sich nicht. Die bekam man geschenkt, verschenkte sie seinerseits, von der Konfirmation bis zur Goldenen Hochzeit.

Kein anderes Stück des deutschen Spielplans hat diese Attraktivität. Und „... wer will denn Theaterstücke telefoniert kriegen?“ spottete in den dreißiger Jahren schon Aribert Wäscher, als man begann, Theaterstücke im Rundfunk zu senden. Die Industrie, marktabhängig von den Kreaturen, die sie sich selber schafft, wetteifert dann gern mit Besetzungen. Aber kann man das Ohr des Hörers ernsthaft gewinnen wollen, wenn man „Kabale und Liebe“ oder „Minna von Barnhelm“ mit Namen auf den Markt schmeichelt, die dank der Tränenseligkeit schöner Augen oder urig burschikoser Hosenrollenunterkeit im Kintopp gemacht worden sind? Dort zu Recht zu einer halben Weltkarriere reichten, aber schon auf der Salzburger Bühne nicht verbergen konnten, daß sie vor Schillers und Lessings Forderungen im Sprachlichen gewiß das Klassenziel verfehlten.

Das Elend der Unverkäuflichkeit aber fängt früher an. Man mache sich doch nichts vor: Der Rundfunk, der damals die Schallplatte in die Ecke scheuchte, vermochte das durch die neuen Hörgewohnheiten, die er evozierte. Erst dank ihm war die stundenlange Berieselung mit Musik möglich geworden, die heute unser Alltag ist. Erst als die Langspielplatte und der „Stapelspieler“ Ähnliches „stundenlang“ – noch dazu eigener Wahl – bieten konnten, holte die Schallplatte wieder auf. Überspitzt könnte man formulieren: Seit wir nicht mehr alle 3 Minuten die Platte drehen und die Nadel wechseln müssen, haben wir endlich die Berieselung auch auf dem Plattenspieler und brauchen nicht mehr

Ausnahmen bestätigen die Rilke-Regel: Will Quadflieg



zuzuhören. Sprache aber unterbricht die Berieselung, sie zwingt zum Zuhören, nicht zuletzt durch den Rest an Information, den noch die purste Dichtung enthält, und der ihre beliebige Wiederholbarkeit weiter empfindlich einschränkt.

Bruchstücke einer großen Konfektion

Vergleicht man die, trotz aller Marktskepsis, eher reichlichen Veröffentlichungen aus den historischen Archiven der Schallplattenfirmen – die Feder weht am Hute besonders schmuck, wenn sie gar nichts kostet – mit den Aufnahmen heutiger Interpreten, so kommt man zu einer Feststellung, die melancholisch machen könnte. Ein Schaden anderer Art, als Kainz ihn ahnte, ist eingetreten. Die Heutigen, mit der Entwicklung der technischen Konservierungsmittel und ihrer Übertragungsmöglichkeiten in Selbstverständlichkeit aufgewachsen, sind von den Apparaturen ihrerseits bis zur Selbstverstümmelung beeinflusst worden. Die Perfektion der Aufnahme – wie der Wiedergabetechnik sichert ihnen den Alten gegenüber einen nicht ausgleichbaren Vorsprung; nicht geringer als der, den jeder heutige gerade noch zulängliche Tenor den jaulenden Begleitorchestern Enrico Carusos gegenüber einbringt. Aber während Kainz, Moissi, der verehrte Kayssler um ihrer Besonderheit willen überhaupt aufgenommen und archiviert wurden, haben die Heutigen ihre Interpretationen längst technischer Gleichmacherei angepaßt, weil sie gewöhnt sind, im Rundfunk, im Fernsehen Poesie zum Zwecke literarischer Analysen, zur Anwendung im Schulfunk oder der Erwachsenenbildung „verwendungsgerecht“ – also nicht um der Sache selbst oder um des persönlichen Zugangs zu dieser Sache willen – bereitzustellen. Die persönliche Interpretation ist in Versachlichung verrocknet. Der Weg des geringsten Widerstandes, der es in Unauffälligkeit möglichst allen recht macht, keine extremen Ausschläge auf den Meßinstrumenten auslöst, und das Aufnahmeteam nicht bis zur Meinungsbildung beunruhigt, ist der schnellste Weg zur Honoraranweisung. Nur das verlässliche Mittelmaß hat auch die Chance, bei den schläfrigen Berufskritikern ungeschoren passieren zu können; das Besondere eckt an, fordert heraus, verursacht gar die Ungemütlichkeit, nach neuen Vokabeln jenseits der kritischen Schablonen suchen zu müssen.

Hatten die großen Individualitäten des deutschen Schauspiels noch ihre Verehrer und Verehrerinnen, die alle ihnen erreichbare Zeugnisse, also auch die „Phono-Autogramme“ sammelten, so muß bei absinkender Qualität auch hier ein möglicher Konsumentenkreis der Wortschallplatte schrumpfen. Nicht nur das Kunstwerk, auch der Künstler ist in das Zeitalter seiner technischen

Reproduzierbarkeit geraten. Der beliebige Gebrauch, den man per Zeitung, Radio, Fernsehen, Schallplatte, Kino, in manchen Fällen gleichzeitig, von ihm machen kann, trägt nicht zur Aura der Exklusivität bei, die allein Neugier weckt und schwärmerische Verehrung, im besten Falle wissende Kennerschaft auf sich versammelt. Nicht zu reden von den hochbezahlten Idolen der Illustrierten- und Klatschpresse, die ihre Erfolge auf der Leinwand und den Festspieltribünen in letzter Linie schauspielerischen Vorzügen verdanken, sondern die Schoßhündchen der Snobietät

haben, auch die Politiker seiner Folgezeit, die Europa ruiniert haben, sind vollständig zur Stelle. Männer der Geistes- und der Naturwissenschaften – wie lange will man die noch getrennt halten, ohne sich vor Werner Heisenberg zu genieren? – sprechen zu uns. Weiß man, daß sich Felix Krulls „große Freude“ an Professor Kuckuck wieder einstellt, wenn man Adolf Portmann zuhören kann? Ahnt man die Betroffenheit, mit der man vor Martin Bubers die Schrift der Väter nacherzählenden Stimme Halt einlegen muß? Das alles ist möglich, denn es ist da. Oder wäre



Emil Berliner: „Prominente Sänger, Sprecher und Schauspieler werden durch den Verkauf ihrer ‚Phono-Autogramme‘ zu einem Tantieme-Einkommen gelangen können“

sind, dank ihrer Skandalgeschichten, der selbst diktierten Indiskretionen, der auffälligen Statistik ihrer Ehescheidungen und der genüßlichen Oberflächlichkeit, mit der sie ihre belanglose Vita vermarkten.

Was bleibt aber ...

Studiert man einen Katalog der verfügbaren oder für verfügbar geltenden Wortschallplatten, dann ist der Feder-schmuck unserer Industrie auf den ersten Blick imponierend. Nicht nur können wir unsern Kaiser Wilhelm wieder-

da, wenn der potentielle Kunde diese Platten zu finden wüßte. Die Schallplattengeschäfte, bis auf die ersten Ranges – wo sind sie? – haben im täglichen Pop-Ramsch keinen Platz; wenn sie ihn haben, wissen die armen Hascherln, die verkaufen sollen, selbst vom Hörensagen nicht, wer Romano Guardini ist und warum man nach ihm sucht, wenn er nicht einmal Orgel spielt. Die Sortimenter des Buchhandels, denen diese Namen als Verfasser ihrer Verkaufsgegenstände vertraut sein dürfen, haben erst recht keinen Platz. Wo die Schallplatten und wenigstens eine Abhörkabine stehen müßten, dreht längst die soundsovielte zusätzliche Taschenbuchsäule die allerjüngsten Marginalien durch ratlose Käuferhände. Die Wortschallplatten kommen nicht an den Mann, weil der Mann nicht an sie kommt. Ein Verlag wie Christophorus, der zu den „Stimmen der Denker“ und den „Stimmen der Dichter“ noch eine mit den Schulen abgesprochene Anthologie deutscher Dichtung von Walther von der Vogelweide bis Thomas Mann in mehr als dreißig LPs veröffentlicht

hat, ist nicht einmal imstande, den Vertrieb in den verlagseigenen Herder-Buchhandlungen durchzusetzen.

Die Dichter der Jahrhundertmitte sind außer im Buchhandel alle verfügbar auch auf der Schallplatte; die Authentizität ihrer Autorschaft stellt die heimliche Mündlichkeit wieder her, die nach Hugo von Hofmannsthals Erfahrung das Geheimnis des schön geschriebenen Buches ist. Die Schallplattenkataloge offerieren Thomas Stearns Eliot wie Thomas Mann, diesen Glücksfall eines Autors, der zugleich sein bester Interpret war. Und das war er, wohl ohne Rainer Maria Rilkes aparte Ansicht in diesen Fragen der Interpretation zu kennen. Der schrieb im April 1926, das sein Todesjahr werden sollte, an seinen getreuen Adlatus:

„Was mich überrascht, ist, die Sprechmaschine fast ausschließlich als Wiedergeberin musikalischer Zusammenhänge gerühmt zu finden, so, als ob sie mit dem gesprochenen Wort noch wenig beschäftigt sei. Und doch ... ich stelle mir (nach einigem Widerstreben) einen Lesenden vor, der, mit einem Gedichtbuch in der Hand, mitlesend, eine Sprechmaschine abhört, um von der Existenz des betreffenden Gedichts besser unterrichtet zu sein; das wäre dann gewiß kein ‚Kunstgenuß‘, aber ein sehr eindringlicher Unterricht, etwa wie gewisse Tabellen im Schulzimmer dem Auge ein sonst Unsichtbares in seinen Proportionen vorstellen und auftragen ...“

Ein solcher Gebrauch ist in einigermaßen fortschrittlichen Lehranstalten längst an der Tagesordnung. Meist jedoch im Widerspruch zu dem, was in Rilkes Brief an prezioser Medisance noch folgt:

„Voraussetzung für eine solche Übung wäre allerdings, daß die Maschine das Tonbild der Versreihe durch den eigenen Mund des Dichters empfangen hätte und nicht etwa auf dem Umweg über den Schauspieler. Im Gegenteil, dieses Lehrmittel wäre nicht ungeeignet, den Schauspieler als Interpreten von Gedichten (in welcher Anwendung er sich fast immer irrt und vergeht) unschädlich zu machen.“

Selbst wenn wir, Rilke zuliebe, konzedieren wollen, daß die meisten Interpretationen, die er sich heute auf Schallplatten anhören könnte, zu einem Widerruf seines apodiktischen Verrisses ihm keinen Anlaß böten, und er sein einschränkendes „fast“ vielleicht nur Will Quadflieg gönnen dürfte, so haben wir doch die Erfahrung, daß die meisten Autoren sich nicht zu ihren Gunsten selber vortragen.

... dopo la musica

... wenn man mir zuweilen einräumt, ich wisse gut vorzulesen, so liegt das Geheimnis nur darin ... ich ahme gleichsam mich selber nach, so wie ich etwa sprechen würde ... wenn ich die

Geschichte im Augenblick zu erfinden hätte.“ Das sagte Karl Heinrich Wagner, dessen Schallplatten innerhalb der literarischen Marktskala vergleichsweise abgingen wie warme Semmeln. An nichts Geringes wird da gerührt, in dieser beiläufigen Werkstattbemerkung. „Meine besten Abende sind die“, sagte Josef Kainz, „an denen vor mir auf dem Boden ein schwarzer Schatten erscheint, dessen Bewegungen ich nachspiele.“ – Müßig der Streit, der da durch die Epoche geschleppt wird, ob der Distanz, ob der Identifikation des Interpreten der Vorzug zu geben sei. Distanz ist Ehrensache, solange man noch nicht am Ziel ist. Identifikation heißt nichts anderes, als beim Autor eingetroffen zu sein, für ihn „persona“ sein zu können, „durchtönt“ also – nach Nietzsche – von der Musik hinter den Worten, der Leidenschaft hinter dieser Musik, der Person hinter dieser Leidenschaft, allem dem also, „was nicht geschrieben werden kann“. O ja, sie sind verzweifelt aufeinander angewiesen, der Dichter als ältester Mensch und der Schauspieler, der sehr viel jünger nicht sein kann.

Zur Beurteilung der Lage also: Das Volk der Dichter und Denker kauft seine Denker und Dichter nicht. Der kleine Kreis der Interessierten hat es

schwer, das Erreichbare zu erreichen. Die Firmen begnügen sich mit dem verlegenen und obendrein noch stolzen Blick auf ihre Feder, die sie im Vergleich zu ihren sonstigen Produktionen nicht teuer zu stehen kommt. Ein Interpret, der seine Schularbeiten selber verantwortet, braucht an Aufnahmezeit nicht länger als Laufzeit der Platte plus zehn Minuten. Engagiert man Talente, die – namentlich auf der Damenseite – sich aus Bezirken der Hysterie speisen, was ein legitimer Vorgang sein kann und nur durch die Herbeiziehung des Psychiaters zur Erledigung des Talents führt, braucht man vier Tage. Was ist selbst das, gemessen am Aufwand sonstiger Produktionen? Und wieviele „Meistersinger“ allein konkurrenzieren sich trotz ihrer kaum einspielbaren Kosten im Opernkatalog?

Warum wird das Wort allein gelassen? Frau Musica war, oft zu ihrem eigenen Besten, gern seine Magd. Zwei LPs besetzen einen Feierabend. Warum den nicht disponieren, wie eine Soirée? Welche Fülle an Literatur, welcher Reichtum an musikalischen Miniaturen könnte sich da, von kluger Dramaturgie geleitet, gegenseitig ins Bewußtsein der Hörer bringen! Die Musik als Transportmittel für die Dichtung hörte auf Berieselung zu sein, gewönne die Aufmerksamkeit zurück, die das Wort är-

gerlicherweise immer fordert. Aber in unseren Produktionsgesellschaften sitzen diese Dramaturgen nicht, und säßen sie, dann zwischen den hermetischen Wänden, wo das rechte Ohr nicht weiß, was das linke hört. Denn die Sparten „Wort“ und „Musik“ bleiben getrennt, als hätte es nicht längst vor dem Konzertsaal des 19. Jahrhunderts die häusliche literarisch-musikalische Veranstaltung gegeben, die in Schuberts Freundeskreis exemplarisch wird. Dabei liegen am Rande Erfahrungen vor. In Joachim Ernst Berendts Reihe „Jazz und Lyrik“ läuft „Heine und Jazz“ seit zehn Jahren, inzwischen im soundsovielten Cover. Die legendäre Startnummer dieses Programms wird in Antiquariaten für 100,- DM gesucht. Natürlich sind selbst erfolgreiche Verkaufsziffern in diesem Genre kleiner als die Hits der Produktionsfirmen. Passiert in den Firmen aber auch nur das Bescheidenste an Werbung? Nein. Denn in ihren Häusern sind die getrennten Sparten für diese vermittelnde Mixtur auf keiner Seite zuständig.

Man weckt kein Bedürfnis, nur um weiter beklagen zu können, daß es nicht da sei. Man weckt überhaupt nicht gern in deutschen Landen. Das ist seit Heine nicht anders geworden. Und daß „Deutschland erwache!“, da sei nun wirklich Gott vor.



AUDIO ELECTRONIC

HiFi-Spezialitäten für HiFi-Spezialisten

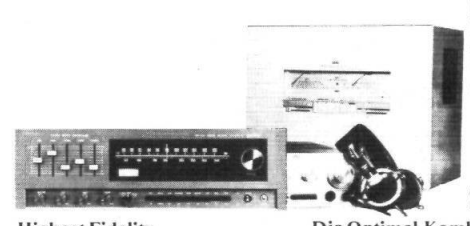
Das echte HiFi-Erlebnis entsteht durch das harmonische Zusammenwirken technisch genau aufeinander abgestimmter HiFi-Bausteine.

HiFi-Kenner wissen: AUDIO ELECTRONIC präsentiert hier ein HiFi-Angebot, in dem jedes Gerät Spitzenklasse ist, und in dem sich alle Elemente optimal ergänzen.



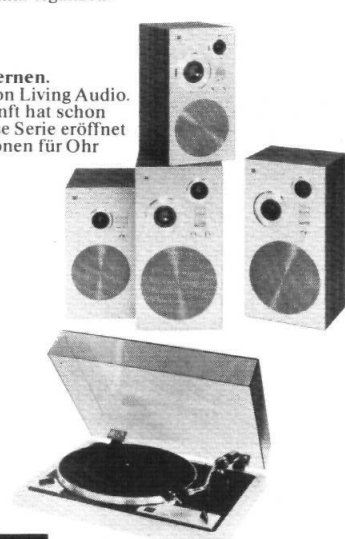
Living Audio

Der Geheimtipp: Die CE-Serie von Living Audio. Eine Spitzenklasse für sich: mit internationalen Auszeichnungen für hervorragendes Design und brillante Akustik.



Highest Fidelity. Lustre Receiver CR 8080. Der Neue unter den Receivern. Mit dem Equalizer, der souverän alle Frequenzbereiche beherrscht. Das ist Akustik in ihrer vollendetsten Form.

Die Optimal-Kombination: STAX SRA 12 S der hochwertigen FET-Vorverstärker – STAX DA 300 die Super HiFi-Endstufe – beide Class A-Verstärker und STAX SRX MK III – Die Nr. 1



Longlife HiFi. HiFi-Laufwerke der Spitzenklasse zu echten Mittelklasse-Preisen. Das ist die neue HiFi-Klasse von Living Audionic. Die Klasse der Vernunft. Foto: LAD 100 S. Das Spitzengerät für den HiFi-Alltag.

ff 12

Coupon:

An AUDIO ELECTRONIC
Postfach 1401, 4000 Düsseldorf

☐ Bitte, schicken Sie mir sämtliche Informationen über die ideale HiFi-Anlage.

☐ Ich interessiere mich speziell für

☐ Living Audio
 ☐ Living Audionic
 ☐ Lustre
 ☐ STAX

Absender: _____